

Katharina Grätz

**Alles kommt auf
die Beleuchtung an**

Theodor Fontane – Leben und Werk

Reclam

RECLAM TASCHENBUCH Nr. 20387

Alle Rechte vorbehalten

© 2015 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

Reihengestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman

Umschlagabbildungen: Ausschnitt aus «Abendstimmung am Schlachtensee»
(um 1900) von Walter Leistikow (1865–1908) | Porträt Fontanes von
Carl Breitbach (1833–1904)

Satz: Reclam, Ditzingen. Printed in Germany 2015

RECLAM ist eine eingetragene Marke der

Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart

ISBN 978-3-15-020387-3

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C105673

Inhalt

Einleitung 7

1 Leben 14

Apotheker, Dichter und Barrikadenkämpfer 14 | Ehe und Familie 21 |
Der Journalist 26 | Der Reise- und Kriegsschriftsteller 33 |
Der Theaterkritiker 39 | Freier Schriftsteller 42 | Die letzte
Lebensphase 50

2 Fontanes realistische Romanpoetik 52

Poetologische Überlegungen 54 | Gesellschaftsdarstellung 57 |
Figurenkonzeption 59 | Raumgestaltung 62 | Zeitgestaltung 65 |
Erzähltechnik und Perspektivismus 67 | Dialog 69 | Zitate und
Anspielungen 72

3 Historische Romane 77

Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13 79 | *Schach von
Wuthenow* 86

4 Kriminalerzählungen, Mordgeschichten 98

Grete Minde 98 | *Ellernklipp* 102 | *Unterm Birnbaum* 105 |
Quitt 110

5 Eheromane 118

L'Adultera 122 | *Graf Petöfy* 130 | *Cécile* 138 | *Unwieder-
bringlich* 145 | *Effi Briest* 157

6 Standesromane 171

Irrungen, Wirrungen 173 | *Stine* 182 | *Mathilde Möhring* 189

7 Zeitromane 198

Frau Jenny Treibel oder »Wo sich Herz zum Herzen find't« 199 |

Die Poggenpuhls 209 | *Der Stechlin* 219

8 Lyrik und Balladen 231

Anmerkungen 239

Literaturhinweise 249

Abbildungsnachweis 261

Personenregister 262

Einleitung

Theodor Fontanes Leben (1819–1898) umspannt fast das ganze 19. Jahrhundert, es umfasst Revolution und Restauration, Gründerzeit und Wilhelminismus. Wie kein anderer deutschsprachiger Schriftsteller war er Chronist des sogenannten bürgerlichen Zeitalters, das er facettenreich aus der Nahperspektive schildert. Seine Zeit- und Gesellschaftsromane wirken wie sozial- und mentalitätsgeschichtliche Studien; sie vermitteln Einblicke in die gehobene preußische Gesellschaft, in adliges Selbstverständnis und bürgerliche Ideologie. Indem sie drängende gesellschaftliche und kulturelle Fragen aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten, entwerfen sie vielstimmige Zeitbilder, denen die Widersprüche der Epoche in ihrem Schwanken zwischen Fortschrittseuphorie und der Ausrichtung auf Tradition eingezeichnet sind.

Prägend für den Romanautor Fontane war die Schule des journalistischen Schreibens. Als er mit der literarischen Tätigkeit begann, lag eine 25jährige Phase nahezu ausschließlich journalistischer Arbeit hinter ihm. Der Journalismus machte ihn mit aktuellen politischen und sozialen Themen vertraut, durch ihn lernte er zupackend und leserorientiert zu schreiben. Das unterscheidet ihn von den anderen bekannten Autoren des poetischen Realismus und dürfte dazu beigetragen haben, dass er aus der am Individuum und seiner Geschichte orientierten deutschen Erzähltradition ausscherte und im produktiven Anschluss an den modernen europäischen Gesellschaftsroman, wie er sich in Frankreich (Balzac, Flaubert) und England (Dickens, Thackeray) ausgebildet hatte, eine spezifisch eigene Romanform entwickelte.

Doch nicht die Zeit- und Gesellschaftsromane, die erst in der letzten Lebensphase entstanden, machten Fontane als Schriftsteller bekannt, sondern seine feuilletonistischen Streifzüge durch die märkische Provinz, die *Wanderungen durch die Mark*

Brandenburg. Zu seinem Leidwesen ist er für viele Zeitgenossen eine Art Heimatschriftsteller geblieben. Dabei haftet ihm von allen deutschen Realisten am wenigsten Provinzielles an; Weltoffenheit und Mobilität zeichnen sein Leben aus. Fast ebenso sehr wie das Schreiben gehörte auch das Reisen zu seinen Passionen, und beides blieb sein ganzes Leben über eng miteinander verknüpft. Das gilt nicht nur für die Reisen, die er als Journalist und Kriegsberichterstatter unternahm, sondern auch für die zahlreichen Ausflüge und Erholungsreisen, die Aufenthalte in Sommerfrischen und Kurorten, die den Rhythmus seines Lebens und Arbeitens bis zuletzt bestimmten. Ferienzeit war für Fontane keine Ruhezeit, sondern bedeutete Muße für die eigentliche, die literarische Tätigkeit, die ihm nach eigenem Bekunden bei solchen Erholungsaufenthalten besonders leicht von der Hand ging.

Zur prägenden Erfahrung wurden die etwa fünf Jahre, die er als Journalist zwischen 1852 und 1859 in London verbrachte. Mit London lernte er nicht nur eine pulsierende moderne Metropole kennen, sondern auch eine neue, durch den urbanen Lebensraum bestimmte realistische Literatur, wie es sie in Deutschland zu dieser Zeit einfach noch nicht gab. Stärker als alle anderen Autoren des deutschsprachigen Realismus gewann Fontane in der Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen europäischen Literatur, mit Blick auf England, Russland und Frankreich sein künstlerisches Profil. Neben Dickens und Thackeray galt sein Interesse Iwan Turgenjew und vor allem Émile Zola, der ihn faszinierte und zugleich abstieß und der für seine künstlerische Standortbestimmung besonders wichtig wurde.

Doch auch wenn der deutschsprachige Realismus durch Fontane eine europäische Komponente erhielt, war er doch in erster Linie ›Berliner Autor‹. Berlin bildete den Dreh- und Angelpunkt seiner Existenz, mehr als zwei Drittel seiner Lebenszeit, insgesamt etwa 55 Jahre, verbrachte er in der expandierenden deutschen Hauptstadt. Nach eigenem Bekunden war es ihm wichtig

»an einem großen Mittelpunkte zu leben, in einem Centrum wo entscheidende Dinge geschehn«¹. In Berlin zeichneten sich die sozialen und politischen Umbrüche der Zeit, die Folgen von Urbanisierung und Industrialisierung, so deutlich ab wie nirgendwo sonst in Deutschland. Berlin war aber nicht nur sozialer Brennpunkt, an dem gesellschaftliche Konflikte, Arbeiterproblematik und Frauenfrage ins öffentliche Bewusstsein traten, Berlin war zugleich die deutsche Kulturhauptstadt. Hier ereignete sich das kulturelle Leben in Form von Ausstellungen, Theateraufführungen, literarischen Zirkeln, und hier vollzog sich in den 1880er Jahren mit der naturalistischen Kunstrevolution der Aufbruch in die ästhetische Moderne. Als Theaterkritiker hat Fontane die künstlerischen Entwicklungen genau verfolgt, er war selbst Teil des kulturellen Lebens, selbst eine kulturelle Institution. Das eigene literarische Werk verdankt sich nicht zuletzt den vielfältigen Impulsen dieses kulturellen Umfelds.

Die Vorliebe für Berlin als literarischen Handlungsort unterstreicht Fontanes Sonderrolle unter den Autoren des deutschsprachigen Realismus. Denn während die englischen Autoren schon längst die moderne Metropole London für die Literatur entdeckt hatten, bildeten im deutschen Realismus Kleinstädte und ländliche Gegenden die bevorzugten Schauplätze. Bei Fontane ist das anders: Berlin-Romane werden zu seinem Markenzeichen. Sie fangen das gesellschaftliche und kulturelle Leben in der Hauptstadt des 1871 gegründeten Deutschen Reichs in vieler Hinsicht detailgenau ein, etwa indem sie das Geschehen durch Nennung von Straßenzügen, Plätzen und Gebäuden topographisch exakt verorten, auf aktuelle kulturelle Ereignisse (Ausstellungen, Theateraufführungen) Bezug nehmen und Gesellschaftsskandale verarbeiten. Doch Fontanes Berlin, auch wenn es noch so realitätsgesättigt erscheint, ist trotz allem ein literarisches Konstrukt. Die Auswirkungen der Industrialisierung und des damit einhergehenden sozioökonomischen Wandels finden nur am Rande Erwähnung, kaum thematisiert werden die tief-

greifenden sozialen Spannungen und die existenziell ungesicherte Situation der Industriearbeiter, deren Lage sich durch die wirtschaftlichen Probleme seit der Gründerkrise 1873 noch verschärft hatte.

Doch auch wenn Fontanes literarische Berlin-Entwürfe blinde Flecken aufweisen, so harmonisieren sie gesellschaftliche Konflikte nicht und blenden die Bedingungen moderner Lebensrealität nicht aus. Vielmehr gewähren sie Einblick in die von Verunsicherung und existenziellen Ängsten geprägten bürgerlichen und kleinbürgerlichen Mentalitäten, und vor allem durchleuchten sie kritisch die Führungsschichten des preußischen Staats, insbesondere das marode Offizierswesen und die gänzlich auf das Materielle fixierte Bourgeoisie. Auch wissenschaftliche und technische Entwicklungen treten ins Blickfeld; neue Kommunikationstechnologien und Verkehrsmittel bilden wesentliche Bausteine von Fontanes fiktionalen Welten. Man fährt mit Eisenbahn und Dampfer, kommuniziert per Rohrpost und Telegramm.

Nicht bloß die Erzählwelten Fontanes sind durch die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen gekennzeichnet, Analoges lässt sich von seiner Romankonzeption sagen; auch sie trägt rückwärtsgewandte und vorausweisende Züge und wurde in der Forschung entsprechend ambivalent bewertet: sei es als verspäteter Nachklang der realistischen europäischen Erzähltraditionen, sei es als Aufbruch zu einer neuen literarischen Form. Dabei ist es wohl gerade diese Zwischenstellung, die das Spezifische seines Romanwerks ausmacht. Es bildet einen Höhepunkt des deutschsprachigen Realismus und ist dabei doch durchlässig für Einflüsse der zeitgleichen Literaturströmungen des Naturalismus, Impressionismus und der *Décadence*. Nicht nur lassen sich vielfältige thematische und motivische Verknüpfungen aufspüren, auch die Tendenz zur Auflösung der traditionellen Romanform verbindet die Texte mit der literarischen Moderne. Insbesondere die späten Romane *Der Stechlin* und *Die Poggen-*

puhls brechen mit den Konventionen des realistischen Erzählens. In ihrer betonten Handlungsarmut, der Dialogizität und Polyperspektivität verweigern sie sich verbindlicher Weltdeutung und erscheinen gerade darin einer modernen, pluralistischen und fragmentarisierten Realität angemessen.

So entschieden Fontane sich bisweilen zu den gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen seiner Zeit äußerte, so schwer ist er auf eine bestimmte Haltung festzulegen. Schülernd in seiner politischen Einstellung, aber keineswegs den ideologischen Kämpfen der Epoche enthoben, vollführte er im Lauf seines Lebens mehrfache Kehrtwenden. Er mutierte vom Barrikadenkämpfer von 1848 zum konservativen »Kreuzzeitungsmann«, schwankte in seinem Verhältnis zu Bismarck, dessen Vorgehen im Kulturkampf er kritisierte, begrüßte zunächst hoffnungsvoll den Anbruch der Ära Wilhelms II., um bald darauf enttäuscht festzustellen, dass dieser »mit dem Alten« breche, um das Uralte wiederherzustellen². Fontane war in die Konflikte seiner Zeit involviert. Irritierend sind die antisemitischen Vorurteile, auf die man in Briefen und Tagebuchaufzeichnungen immer wieder stößt. Trotzdem hält sich noch immer hartnäckig das Bild des abgeklärten, souverän »darüberstehenden« Beobachters seiner Zeit. Dieses Bild führt auch deshalb in die Irre, weil es vergessen lässt, wie hart er sich den schriftstellerischen Erfolg erkämpfen musste.

Fontanes Leben war über lange Phasen hinweg bestimmt vom Ringen um eine gesicherte berufliche Existenz. So gewährt seine Biographie nicht zuletzt Einblick in die Schwierigkeiten, die ein Leben als freier Schriftsteller im 19. Jahrhundert mit sich brachte. Bis zum Ende plagte ihn das Gefühl, als Dichter verkannt zu sein. Er sah sich als »Tintensklave«³, der für das journalistische Tagesgeschäft schrieb, um sich durch Produktion der »Ware Text« über Wasser zu halten. Statt von künstlerischer Tätigkeit sprach er von seinem »mehr oder minder mechanischen Erwerb«, der ebenso eintönig ausfalle wie »das

Aktenschreiben des Juristen« oder »das Rezeptemachen des Apothekers«⁴.

Trotzdem muss das Schreiben für ihn geradezu ein existenzielles Grundbedürfnis gewesen sein. Schreibpausen gestattete er sich nur bei Krankheit. So hat er, obwohl er skrupulös an seinen Texten zu feilen pflegte, ein umfangreiches Werk, einen ganzen Kosmos von Texten hinterlassen. Sie sind aus unterschiedlicher Motivation und mit unterschiedlichem Anspruch verfasst worden und gehören vielfältigen Genres und Textsorten an: Neben den Gesellschafts- und Eheromanen, denen Fontane heute seine Popularität verdankt, schrieb er Gedichte und Balladen, Reiseskizzen und Kriegsberichte, Kritiken und Rezensionen, er verfasste autobiographische Schriften, führte Tagebuch und war ein passionierter Briefschreiber, der eine Korrespondenz von mehr als zehntausend Briefen hinterließ.

Diese vielfältige schriftstellerische Produktivität verdankte sich ständiger Anspannung und einem innerlich aufreibenden Dasein. Nervöse Reizzustände machten Fontane immer wieder zu schaffen. Er repräsentiert damit einen modernen, urbanen Autorentyp, der unter Bedingung eines »gesteigerten Nervenlebens« schrieb. Gegenüber seiner Frau betonte er die Strapazen des Schriftstellerdaseins; nicht vom langweiligen »Aktenschreiben des Juristen« ist da die Rede, sondern von einem »Hetzleben«. Er malt aus:

»daß, wie es Frauen giebt die sich beständig fragen: was kochst Du heute? unsereins die Fieber-erzeugende Frage nicht los wird: was arbeitest Du heute? Der innerliche Mensch ist immer in einer Art Aufregung und Aktion, immer in der Angst: wie wird das werden? welches Buch brauchst Du? an wen mußt Du noch schreiben? wer weiß etwas davon? wie componirst Du dies, wie gruppirst Du das etc. etc. Dies ist die *Aufregung* bei der Arbeit; aber diese Aufregung ist lange nicht das schlimmste; das schlimmste ist die

Sorge: wird es auch nicht dummes Zeug sein! oder das bestimmte Gefühl ›so geht es nicht, das ist albern, das ist verbraucht‹ und in Folge davon die Nothwendigkeit, oft schon mit angegriffenen Nerven, etwas andres, neues, an die Stelle des alten zu setzen.«⁵

1 Leben

Apotheker, Dichter und Barrikadenkämpfer

Fontanes Lebensgeschichte ist so gut erforscht wie nur wenige Schriftstellerexistenzen des 19. Jahrhunderts. Trotzdem gibt es Hürden, mit denen sich jeder konfrontiert sieht, der Zugang zu seinem Leben sucht. Zuallererst ist hier an den prekären Status der autobiographischen Schriften zu erinnern. Die Lebenserinnerungen *Meine Kinderjahre* (1893) und *Von Zwanzig bis Dreißig* (1895) bilden Quellen, auf die jeder Biograph dankbar zurückgreift, weil sie intime, lebendige und häufig auch pointiert zugespitzte Einblicke in Leben und Umfeld des Autors gewähren. Ihr biographischer Informationsgehalt ist jedoch problematisch, denn Fontane neigte zur Stilisierung seines Lebens und nutzte das autobiographische Genre nicht zuletzt, um sein eigenes Verhalten ideologisch umzudeuten. Ein Paradebeispiel dafür ist sein Umgang mit der eigenen Revolutionsbegeisterung; im Rückblick reduziert er seine Beteiligung am Barrikadenkampf von 1848 zum Komödienspiel: die Flinte habe er sich zusammen mit anderen Straßenkämpfern aus der Requisitenkammer eines Theaters verschafft.

Es ist fast unmöglich, das Bild des Autors von solchen Selbstdeutungen frei zu halten – zu viel und zu plastisch hat Fontane über sich selbst geschrieben. Nicht nur in den autobiographischen Schriften, sondern auch in Tagebüchern und einer Vielzahl von Briefen gibt er Auskunft über sein Leben. Umso auffälliger ist, dass trotzdem manche Aspekte seiner Biographie ins Dunkel gehüllt sind. Fast ist es wie in seinen Romanen: So viel auch gesprochen wird, entscheidende Dinge bleiben ausgespart. Die spektakulärste Leerstelle bildet das Rätsel um Fontanes uneheliche Vaterschaft, die er 1849 in einem Brief an Bernhard von

Lepel (1818–1885) erwähnt, die aber später von ihm, seiner Familie und den Erben beharrlich verschwiegen wurde und deren genauere Umstände bis heute nicht aufgeklärt sind.

Zu den Fakten: Am 30. Dezember 1819 wird Henri Theodore Fontane als Sohn des Apothekers Louis Henri Fontane (1796–1867) und Emilie Fontane (1797–1869) im preußischen Provinzstädtchen Neuruppin geboren. Die Eltern waren Nachkommen kalvinistischer Hugenotten, die im 17. Jahrhundert als Glaubensflüchtlinge von Frankreich in die Mark Brandenburg gezogen waren. Der Vater war leichtlebig, eine Spielernatur, zwischen 1819 und 1826 verlor er beim Whistspiel erhebliche Summen. Nur der Verkauf von Haus und Geschäft konnte ihn aus der Überschuldung retten, was für die Familie ein unstetes Leben zur Folge hatte. Notwendig wurden Umzüge nach Swinemünde, Mühlberg an der Elbe und Letschin im Oderbruch, wo der Vater neue Apotheken erwarb. Fontane hat das Bild des Vaters im Lauf seines Lebens zunehmend überformt; in seinen späten Erinnerungen porträtierte er ihn als Unbehausten: »sein Lebelang in der Welt umherzukutschieren, immer auf der Suche nach einer Apotheke, ohne diese je finden zu können, wäre wohl eigentlich sein Ideal gewesen«¹. Die Mutter hingegen schildert er in seinen Lebenserinnerungen als nüchtern und haushälterisch. 1847 trennte sie sich ohne Scheidung von ihrem Mann und ging nach Neuruppin zurück, wo sie bis zu ihrem Tod 1869 lebte. Der Vater starb vereinsamt 1867.

Die häufigen Umzüge machten zahlreiche Schulwechsel erforderlich und trugen dazu bei, dass Fontanes schulische Bildung unsystematisch verlief; er selbst hat später von »Stückwerk« gesprochen. 1833 schließlich wechselte er auf die von dem Pädagogen Karl Friedrich von Klöden gegründete Gewerbeschule in Berlin, eine fortschrittliche Institution, auf deren Lehrplan neben naturwissenschaftlichen Fächern auch moderne Sprachen standen. Nach drei Jahren legte er das Abschlussexamen ab. Nach dem Willen seiner Eltern sollte er beruflich in

die Fußstapfen des Vaters treten und Apotheker werden. Von 1836 bis 1847 lief sein Werdegang geradlinig auf den Apothekerberuf zu. 1836 trat er als Lehrling in die Berliner Apotheke »Zum weißen Schwan« ein, 1840 hielt er (ein Vierteljahr vor dem offiziellen Ende seiner Lehrzeit) das Zeugnis als Apothekergehilfe in Händen. In den folgenden Jahren (1840–46) arbeitete er in insgesamt sieben verschiedenen Apotheken. 1847 legte er das Staatsexamen ab und erhielt die Approbation als »Apotheker erster Klasse«. Da er sich keine eigene Apotheke leisten konnte, arbeitete er zunächst weiter als Angestellter, bis er 1848 eine Stelle als pharmazeutischer Ausbilder im Berliner Krankenhaus Bethanien annahm.

Dann kam es zum entscheidenden Wendepunkt: Im September des Folgejahres verlor er die Stelle und versuchte sich als freier Schriftsteller. Als »Giftmischer«, wie er selbst den Apothekerberuf nannte, war er danach nie mehr tätig. Doch wertete er den öden Berufsalltag im Nachhinein zur Geburtsstunde seines Dichtertums auf:

»Schönere Gelegenheit zum Dichten ist mir nie wieder geboten worden; die nebenherlaufende, durchaus mechanische Beschäftigung, die Stille, und dann wieder das Auffahren, wenn ich von der Eintönigkeit eben schläfrig zu werden anfing, – alles war geradezu ideal, so daß, wenn zwölf Uhr herankam, [...] ich mir die dadurch gebotene Freistunde jedesmal zum Niederschreiben all dessen benutzte, was ich mir an meinem Braukessel ausgedacht hatte.«²

Fontane hatte schon als Kind zu schreiben begonnen, aus eigenem Antrieb, ohne von seinen Eltern hierin gefördert zu werden. Er verfasste Gedichte und ein (nicht erhaltenes) Epos mit dem Titel *Heinrichs IV. erste Liebe*. Während der Lehrzeit wurde ihm die schriftstellerische Tätigkeit immer wichtiger. Den ersten Höhepunkt seiner »Schriftstellerkarriere« bildete die Veröf-

fentlichung der Novelle *Geschwisterliebe* 1839 im *Berliner Figaro*. Dieses Erfolgserlebnis gab ihm Auftrieb, denn von da an bemühte er sich um Anschluss an andere Schriftsteller und suchte Zugang zu Lesezirkeln.

Eine wichtige Rolle für seine literarische Sozialisation kam den Lesecafés zu. Sie wurden für ihn zur Bildungsstätte auf dem Gebiet der Literatur. Die Lesecafés stellten keine schöngeistigen Enklaven dar, sondern besaßen in der Zeit vor der Revolution von 1848 eine eminent politische Bedeutung als halböffentliche, von der Obrigkeit bespitzelte Treffpunkte liberaler Intellektueller und Künstler. Hier verschaffte Fontane sich Einblick in die politisch engagierte Literatur im Umkreis des Jungen Deutschland. Er las den von Karl Gutzkow herausgegebenen *Telegraph für Deutschland*, eine Zeitung, die Texte von jungdeutschen Schriftstellern wie Heinrich Laube, Theodor Mundt und Ludolf Wienbarg veröffentlichte.

Neben dem Lesecafé bildete der literarische Verein die zweite wichtige Institution für die Entwicklung des jungen Autors. Fontane verkehrte in literarischen Vereinen unterschiedlicher politischer Couleur: Im Januar 1840 trat er dem Berliner Platen-Klub bei, nur wenige Monate später dem Lenau-Verein, und während seines Aufenthalts in Leipzig schloss er sich dem Herwegh-Klub, einer demokratisch-burschenschaftlichen Vereinigung, an.³ Die literarischen Vereine verschafften ihm Anregungen und Kontakte und boten ihm darüberhinaus eine Plattform, um eigene literarische Produkte vorzustellen. Noch hatte Fontane keinen eigenen Stil gefunden, noch bewegte er sich in den Spuren der romantischen Naturlyrik, wandte sich aber immer mehr der engagierten zeitgenössischen Literatur zu. Vorbilder fand er in den Jungdeutschen Ferdinand Freiligrath, Heinrich Heine und Georg Herwegh. Besonders beeindruckte ihn die sozialkritische Lyrik des englischen Spinnereiarbeiters John Prince (1808–1866), dessen Gedichte er übersetzte. Er selbst verfasste kämpferische Lyrik, in der er den politischen Auf-

bruch forderte und von Freiheit schwärmte: »Wenn überall der *Freiheit* Banner rauschen / Und kein bedrücktes Volk um Rettung schreit, / Dann will auch ich die Zweifel froh vertauschen / Und gläubig baun auf Deutschlands Einigkeit«⁴, lauten die Schlussverse des 1842 entstandenen Gedichts *Einigkeit*.

Am wichtigsten war ihm zweifellos der literarische Sonntagsverein *Tunnel über der Spree*. Dieser bildete keine bloße Durchgangsstation, sondern wurde dem Autor zur literarischen Heimat. Während seiner über zwanzigjährigen Zugehörigkeit zum *Tunnel* (von 1843 bis 1865) stellte Fontane nicht nur etwa 130 eigene, bis dahin unveröffentlichte Gedichte vor, sondern fungierte als Sekretär und bekleidete für kurze Zeit sogar das Amt des Vorsitzenden. Zu den bekanntesten Schriftstellern des 1827 von dem Journalisten Moritz Gottlieb Saphir (1795–1858) gegründeten Vereins zählten neben Fontane Emanuel Geibel, Moritz Graf von Strachwitz, Christian Friedrich Scherenberg, Georg Hesekei sowie der spätere Literaturnobelpreisträger Paul Heyse. Das Übergewicht hatten allerdings dilettierende Liebhaber, gut situierte Bürger mit literarischen Ambitionen. Bei den sonntäglichen Sitzungen trafen sich bekannte Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben Berlins und Preußens, etwa der Maler Adolph Menzel, der Kunsthistoriker Franz Kugler, der Völkerpsychologe Moritz Lazarus oder der preußische Justizminister Heinrich von Friedberg. Beamte, Juristen und Offiziere stellten die Mehrzahl der Mitglieder; fast ein Viertel waren Adlige. Nicht zu unterschätzen war der Verein als Netzwerk, um die berufliche Karriere voranzutreiben – auch Fontane sollte später von seinen *Tunnel*-Verbindungen profitieren.

Die Mitglieder präsentierten in den regelmäßigen sonntäglichen Sitzungen eigene, unveröffentlichte künstlerische Werke, sogenannte »Späne«. Man diskutierte über das Vorgetragene, stimmte ab und vergab Noten. Die Skala reichte von »sehr gut« über »gut« bis zu »schlecht«; besonders beliebt war »verfehlt«.



Theodor Fontane 1843
Zeichnung von Friedrich Georg Kersting

Auf den noch ungefestigten Autor Fontane übten die Zusammenkünfte und die *Tunnel*-Kritik starken Einfluss aus. Nicht mit seiner Naturlyrik und schon gar nicht mit seiner politischen Tendenzdichtung konnte er im konservativen Umfeld des Vereins punkten. Literarische Neuorientierung war geboten und er passte sich schnell den Erwartungen an. Inspiriert durch die englische Geschichte, schrieb er Balladen, die im *Tunnel* dankbare Aufnahme fanden. Nur wenige Monate nach seinem Beitritt erreichte er mit der Lesung der Ballade *Der Tower-Brand* einen großen Erfolg. Die Ballade *Archibald Douglas* löste 1854 regelrechte Begeisterungstürme aus und zählte lange zu den populärsten Werken Fontanes. Auch seine Gedichte auf altpreußische Soldaten, die patriotischen Preußenlieder, fanden im *Tunnel* großen Anklang.

Politisch glich Fontane in dieser Schaffensphase einem Chamäleon. Noch im *Tunnel* trug er zunächst Prince-Übersetzungen vor, vollzog bald jedoch eine Kehrtwende, indem er sein dichterisches Interesse vom englischen Proletarier ab- und den preußischen Feldherren zuwandte. Dieser abrupte Sujetwechsel verschaffte ihm nicht nur den Beifall, sondern auch die tatkräftige Publikationshilfe des Vereins. So konnte er die preußischen Gedichte und die Balladen im Wochenblatt *Der Soldaten-Freund* veröffentlichen, das in Friedrich Wilhelm III. einen engagierten Befürworter hatte.

Auch wenn der *Tunnel* sich als unpolitisch verstand und das tagespolitische Geschehen laut Satzung aus dem Verein ausgeschlossen war, herrschte eine konservative Grundhaltung. Im Vormärz verhielt sich der Verein staatsloyal. Zwar fanden sich 1848 Vereinsmitglieder auf beiden Seiten der Barrikaden, doch nur eine Minderheit unterstützte die Revolution. Das Establishment des Vereins ergriff öffentlich Partei für die Konterrevolution. Wilhelm von Merckel (1803–1861) meldete sich mit einem Spottgedicht zu Wort, das mit dem Zweizeiler endete: »Gegen Demokraten / helfen nur Soldaten!«⁵

Fontane selbst gehörte zum kleinen Flügel derjenigen, die sich revolutionär engagierten, er nahm 1848 an den Straßenkämpfen in Berlin teil. Im Mai wurde er als Wahlmann für die preußischen Landtagswahlen aufgestellt. Im Juli 1850 reiste er nach Schleswig-Holstein, um in die Befreiungsarmee einzutreten und dem Kriegsschauplatz nahe zu sein. Als er im August zurückkehrte, nahm er eine Stelle als Lektor im »Literarischen Kabinett« der Regierung an, das sich aber schon am Ende des Jahres wieder auflöste. Mit wachsendem zeitlichen Abstand zum Revolutionsjahr 1848 verblasste Fontanes revolutionärer Elan, eine konservativ-patriotische Haltung trat immer stärker hervor. Zehn Jahre nach der Revolution gab er in einem Brief an den *Tunnel*-Freund Merckel die Losung aus: »Wir werden gut preußisch bleiben, zum Thron halten und zum Volk«⁶.

Ehe und Familie

»Die drei Zeitungen werden schwerlich vor dem 12t oder 15t Oktober zahlen, ebenso die »Presse«, das Morgenblatt natürlich noch später. Wir werden also, selbst wenn Keip keine weitren Schwierigkeiten macht, Ende dieses Monats nur etwa 60 T zur Verfügung haben. Bezahlen wir davon die Miete, so bleibt eigentlich nichts übrig. Ich schreibe Dir das vorweg, damit Du mich hinterher nicht nutzlos kränkst und ärgerst und mich, der ich von dem vielen Arbeiten ohnehin nervös gereizt und halb kaput bin, nicht wüthend machst. Wenn ich vor Aerger 3 Tage lang nicht arbeiten kann, so bringt uns das um 10 T.«⁷

So erläutert Fontane seiner Frau Emilie im September 1859 die finanzielle Situation. Der Briefwechsel zwischen den beiden ist reich an solchen Einblicken in ihre Beziehung, die ganz wesentlich unter dem Eindruck von Existenzängsten und der bestän-

digen Sorge um das finanzielle Auskommen stand. Auch die Rollenverteilung, die sich hier abzeichnet, ist typisch: Emilie drängt, und Fontane sucht sich den Freiraum für seine literarische Tätigkeit zu sichern.

Im Dezember 1845 hatte er sich mit Emilie Caroline Rouanet-Kummer (1824–1902) verlobt, dem elften Kind eines wohlhabenden Tuchfabrikanten. Emilie stammte aus desolaten Verhältnissen, sie wuchs als uneheliches Kind einer Pfarrerswitwe bei Adoptiveltern auf. Fontane lernte sie als Fünfzehnjährige kennen, begegnete ihr vier Jahre später wieder und fand sie »sehr verhübscht«. 1850 heirateten sie und begründeten eine Ehe, die über ein halbes Jahrhundert bis zu seinem Tod dauern sollte – und trotzdem alles andere als eine einfache Beziehung war. Das hing wesentlich von dem unsicheren finanziellen und materiellen Fundament ab; der eheliche Alltag war geprägt von Geldsorgen. Zeitweise musste Fontane sich als Privatlehrer verdienen, um den Familienunterhalt zu sichern. Schon die Zeit zwischen Verlobung und Heirat war von existenziellen Ängsten bestimmt. Wie sollte Fontane, der Apotheker ohne Apotheke, eine eigene Familie ernähren?

Den Weg in die Ehe ebnete eine vermeintliche Festanstellung im »Literarischen Kabinett« des preußischen Innenministeriums. Als das Kabinett zum Jahresende aufgelöst wurde, verlor Fontane seine »feste« Stelle aber bereits nach wenigen Wochen. Die ungesicherte berufliche Existenz wurde zum Dauersprengstoff der Beziehung. Die beiden wohl größten Ehekrisen löste Fontane viele Jahre später mit der eigenmächtigen Kündigung zweier sicherer Anstellungen aus: 1870 nutzte er eine kurze Abwesenheit Emilies, um seine Stelle bei der *Kreuzzeitung* zu kündigen, worauf diese mit Verbitterung reagierte: »Du scheinst ebenso wenig zu fühlen wie beschämend es für mich daß Du einen so entscheidenden Schritt für unser Leben gethan hast, ohne Dir die Mühe zu nehmen, mit mir darüber zu berathschlagen«⁸. Eine weitere Ehekrise verursachte er 1876, als



Emilie Fontane
Pastellbild aus den 1840er Jahren von Th. Hillwig

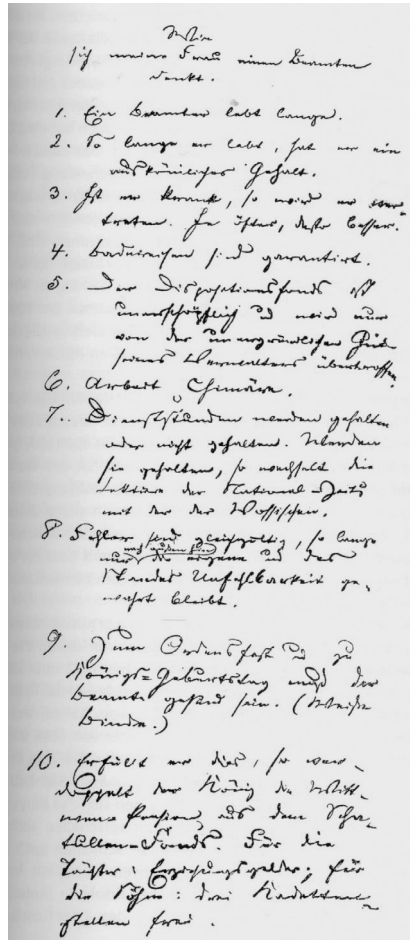
er den Posten als Sekretär der Preußischen Kunstakademie nach nur wenigen Wochen wieder aufgab.

Aus Emilies Perspektive ist der Wunsch nach finanzieller Sicherheit nur zu verständlich. Sieben Kinder brachte sie auf die Welt, drei davon starben kurz nach der Geburt. Am 14. August 1851 wurde der erste Sohn George Émile geboren. Danach war die junge Mutter fast zwei Jahre auf sich allein gestellt, denn Fontane arbeitete als Korrespondent in England. Als 1852 der Sohn Rudolph geboren wurde und vierzehn Tage später starb, musste sie damit ebenfalls alleine fertigwerden. Auch der dritte und vierte Sohn starben nach kurzer Zeit. Erst der 1856 geborene Theodor erwies sich als lebensfähig. Im März 1860 wurde die einzige Tochter geboren, Martha (Mete), der spätere Liebling Fontanes, als Kind ein Wildfang, den Emilie mit zeittypischen Erziehungsmethoden zu zügeln suchte: »das Kind fängt mich jetzt an mit ihrer Wildheit u. ihrem Ungehorsam allzu sehr zu quälen u. die Ruthe muß eine ganz gehörige Rolle spielen«⁹. Den Abschluss in der Reihe der Geburten bildete der 1864 geborene Sohn Friedrich.

Auch wenn Fontane sich zeitweise allein um den Sohn George kümmerte, scheint er sich doch so oft wie möglich aus dem Familiengetümmel zurückgezogen zu haben: »die Familie wird, was Zahl der Stunden angeht, immer etwas zu kurz kommen«, erklärte er im Juni 1862 seiner Frau und forderte sie auf, in dieser Lösung die »allein glücklich machende« zu sehen.¹⁰ Und als Emilie 1863 mit den Kindern in England weilte, teilt er ihr mit, dass er zwar »keineswegs immer in Einsamkeit leben« wolle, die augenblickliche Ruhe aber »dankbar genieße«¹¹.

Wie sich meine Frau
einen Beamten denkt

1. Ein Beamter lebt lange.
2. Solange er lebt, hat er ein auskömmliches Gehalt.
3. Ist er krank, so wird er vertreten. Je öfter, desto besser.
4. Badereisen sind garantiert.
5. Der Dispositionsfonds ist uner schöpflich und wird nur von der unergründlichen Güte seines Verwalters übertroffen.
6. Arbeit Chimäre.
7. Dienststunden werden gehalten oder nicht gehalten. Werden sie gehalten, so wechselt die Lektüre mit der »National-Zeitung« mit der der »Vossischen«.
8. Fehler sind gleichgültig, solange nur nach außen hin die eigene und des Standes Unfehlbarkeit gewahrt bleibt.
9. Zum Ordensfest und zu Königs-Geburtstag muß der Beamte gesund sein. (Weiße Binde.)
10. Erfüllt er dies, so verdoppelt der König die Witwenpension aus dem Schatullen-Fonds. Für die Töchter: Erziehungsgelder; für die Söhne: drei Kadettenstellen frei.



Notiz Fontanes, verfasst vermutlich nach seinem Rücktritt als Erster Sekretär
der Preußischen Akademie der Künste, 1876